

# Das Mareiengrab [Fortsetzung]

Autor(en): **Altheer, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [22]

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587708>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

näher und näher gegen den Hügelweg. Jetzt sah Trewula, wie König Richmut an der Spitze weniger Getreuen sich einen Durchlaß durch die Schar der Feinde hieb. Er stand in den Bügeln, und mit beiden Händen schwang er das schwere Schwert. Er war ein herrlicher Recke, wie er so um sein Leben focht. Die schwarzhaarige Frau war nicht mehr an seiner Seite.

Es war ein bitteres Streiten. Einer nach dem andern von des Königs Gefährten fiel; aber näher und näher rückte er selbst dem freien Wege. Wenn er diesen gewann, so war er gerettet. Trewula kannte sein schwarzes Streitroß, wußte, wie schnell es war.

Das Schwert Richmuts mähte. Sein Roß biß nach denen, die sich ihm entgegenstellten. Nur zwei der Getreuen waren noch neben ihm, und diese sanken, eben, als er freie Bahn gewann. Er aber schoß mit einem gewaltigen Saße dem Hügel zu, und schon spritzten die Steine des Steilpfades unter den Hufen seines Rosses zur Seite.

Trewula hätte jauchzen mögen.

Richmut brauste heran. Jetzt ersah er sie.

Aber sie rief ihm mit heller Stimme entgegen: „Fort! Ich verstelle hinter dir den Weg!“

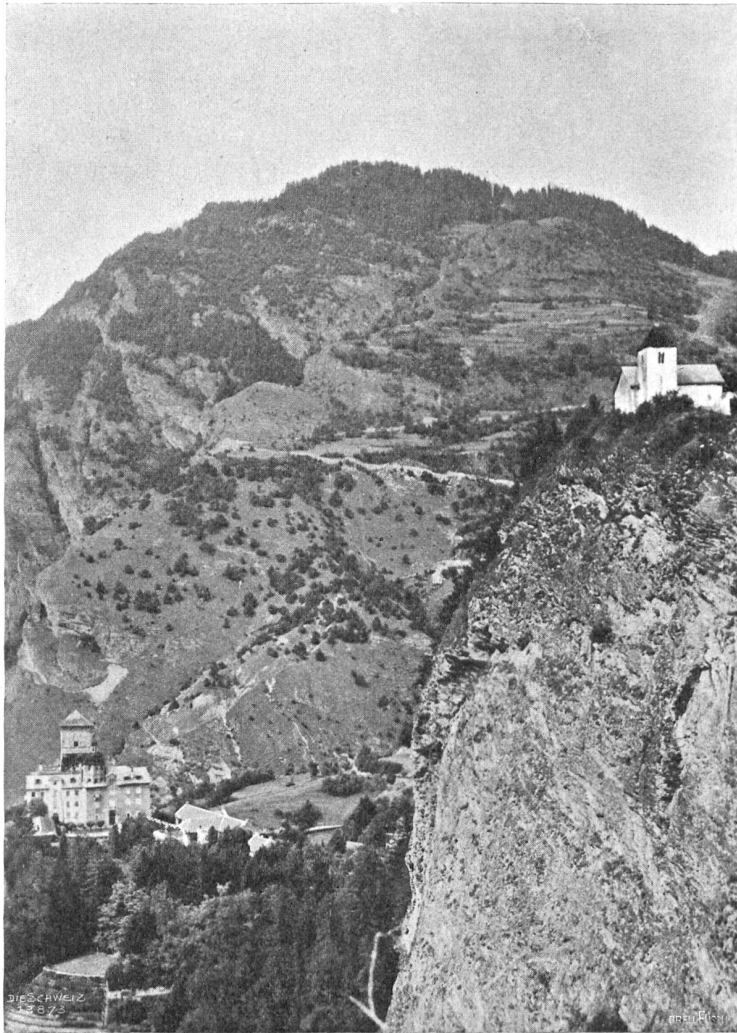
Da sprengte er vorbei, ohne sie anzusehen. Sie aber riß ihr schweres Pferd herum, sodaß es quer den engen Weg verstellte, und so sah sie, die weißen Hände in ihres Rosses Mähne geklammert.

Die Verfolger Richmuts säumten nicht. Sie kamen wegheer auf. Die zwei Vordersten schrieten sie an, daß sie den Weg freigebe. Sie aber sah wie ein marmornes Bild auf dem plumpen Rosse und wandte das Haupt nicht.

„Reitet sie nieder!“ brüllte einer roh aus den hinteren Reihen, aber die Vordersten standen wie gebannt. Eine abergläubische Scheu hielt sie davor zurück, von dem seltsamen Weibe sich gewaltsam Durchlaß zu erzwingen.

Jetzt erschien Herzog Andolf selbst unter der Schar, und die Seinen ließen ihn vor, daß er an den zwei ersten vorüberritt.

„Königin Trewula,“ sagte er, als er die Wegsperrende erkannte. Er war in bitterem Zorn ge-



St. Lorenz bei Comils im Domleschg. Phot. D. Mischol bei Schiers.

kommen, aber nun neigte er sich grüßend und fast demütig.

Noch immer regte sich Trewula nicht. „Du hast dein Leben verwirkt, Frau Königin,“ sagte der Herzog; „denn du hast einem Manne zur Flucht verholfen, der dem Schwerte verfallen ist. Aber du magst gehen. Wir wissen die zu ehren, die aller Tugend Krone ist.“

Da erst wendete Trewula ihr Roß und ritt hügelan. Sie sah nicht zur Seite und nicht zurück. Sie hörte einen Namen im Winde und ritt ihm nach, seinen Eigner zu suchen.

Niemand folgte ihr. Der Herzog wollte es nicht.  
(Schluß folgt).

## Das Marenggrab.

Novelle von Paul Mitheer, Zürich

(Fortsetzung).

Anemarie stöhnte tief auf in ihrem dumpfen, ohnmachtähnlichen Schlaf. Mit müden Augen blinzelte sie in die Kammer hinein. Durch die Ritzen der hochgezogenen Läden schimmerte es hell in das Zimmer. Hatte sie so lange gelegen? Sie wollte aufspringen. Aber die Glieder schienen ihr starr und

schwer. Mühsam stützte sie sich auf, stellte sie sich auf die Beine und wankte zum Fenster, wo sie mit äußerster Anstrengung den Laden aus seiner Stütze zu heben vermochte, so daß er lärmend in seiner Versenkung verschwand.

Ein leuchtender Tag strahlte zum Fenster herein. Anne-

Nachdruck verboten.



Tomils im Domleischg. Phot. D. Mischol bei Schiers.

marie kniff die schmerzenden Augen zu und ließ sich auf einen Stuhl dicht am Fenster nieder. Sie suchte in ihrem Gedächtnis nach Zusammenhängen. Da draußen leuchtete der Morgen sonnig und golden. Aber es schien ihr, sie habe schwarze Gläser vor den Augen und das Greifbarste sei in weite Ferne gerückt. Dann erinnerte sie sich. Erst an die Begegnung mit dem Sigriften, dann an Jochem, an — die Nacht, den Abschied, die Träume ... Jäh zuckte sie, wie von einem Peitschenhieb getroffen, zusammen: „Das Mareiengrab!“

Sie schrie es heiser vor sich hin und drückte sich gleich darauf, als fürchte sie sich, ein zweites Mal das, was sie zu tiefst erschütterte, hinauszuschreiben, das Taschentuch vor den Mund. Und mit weit aufgerissenen Augen starrte sie vor sich hin und schien einer großen unheimlichen Gefahr ins Auge zu sehen. Nach langer Zeit des Hinbrütens stand sie auf und begann ihre gewohnte Morgenarbeit. Ihre Knie zitterten, als sie von der Kammer in die Stube schritt, um auch dort dem frischen Morgen die Fenster zu öffnen. Ihr ganzes Tun im Laufe des Tages war ein furchtbares banges Warten auf irgend etwas Schreckliches, das nun kommen mußte. Mühte! Sie konnte sich nichts anderes denken, als daß im nächsten Augenblick die Decke einstürzen müsse über ihr und ihrer Verworfenheit. Oder daß aus dem heiteren Himmel eine Wolke niedersteige und sie verschlinge. Oder ... Gott, es gab soviel, das kommen konnte! Was war nicht in früheren Zeiten schon alles geschehen, um schlechte sündhafte Menschen zu bestrafen!

Sie aß nichts — den ganzen Tag nichts. Sie hatte das Bedürfnis, Buße zu tun, und fühlte eine knirschende Befriedigung und Genugtuung darin, Hunger zu leiden. Gegen Abend vertauschte sie den Arbeitsrod mit einem bessern, schlug ein schwarzes dünnes Tüchlein um den Kopf und stieg mühselig den Berg hinan, dem Kirchlein zu. Beim Häuschen des Sigriften machte sie Halt, nachdem sie zuvor am Grabe ihrer Mutter gekniet und am Mareiengrab ein Gebet geflüstert hatte, pochte

mit gekrümmtem Finger an eines der vielen Scheibchen und wartete, daß man ihr aufmache. Sie hörte, wie zwei Riegel zurückgeklappt wurden, und gleich darauf sah sie den schon stark angegrauten Kopf des Sigriften aus dem geöffneten Fenster schauen. „Annemarie? Ihr seid's?“

„Ich möchte Euch etwas fragen, Sigrift.“

„Kommt näher, Annemarie!“

Annemarie trat in die dämmerige Stube, wo zwei sechs- bis zehnjährige Kinder auf dem Fußboden spielten und der Sigrift hinter einer Rauchwolke am Fenster saß, mit Anstrengung seines gesamten Schulwissens im „Wochenboten“ zu lesen versuchte und in der Hauptsache dafür besorgt war, das Feuer in seiner Pfeife nicht ausgehen zu lassen. „Willkommen, Annemarie. Ihr seid ja ein ganz rarere Gast. Nehmt Platz — und was wollt Ihr mich nun fragen, Annemarie?“

Das Mädchen versuchte, ihm ihr Anliegen vorzutragen, aber der Schmerz zuckte jählings durch ihr Gesicht, daß sie nicht sprechen konnte. Dann sah der Sigrift ihre Augen im Schein des Abendlichts feucht aufschimmern, und gleich darauf warf sie ihr Gesicht in aufwallendem Schmerz in beide Hände, senkte den Kopf auf die Tischplatte und wurde durchschüttelt von einem Ausbruch wilden Weinens.

Hilflos schaute ihr der Sigrift einen Augenblick zu. Dann stand er auf, ging um den Tisch herum, legte seine beiden Hände auf ihre zuckenden Schultern und sagte mild: „Annemarie, Ihr dürft Euch das nicht allzusehr zum Herzen gehen lassen. Das kann doch nicht immer so weiter gehen; einmal müßt Ihr Euch doch darein schicken!“

Annemarie trocknete die Tränen. „Ihr habt recht, Sigrift. Ich will es schon versuchen. Aber, es ist halt so schwer ...“ Ein neuer Tränenstrom brach ihr das Wort ab. Und mitten unter Tränen und Zuckungen wiederholte sie, wie tiefe, bittere Seufzer: „So schwer ... so schwer ...“

Der Sigrift überließ sie ein paar Minuten, die er dazu be-

nutzte, die Kinder ins Nebenzimmer zu bringen, ihrem Schmerz. Annemarie wuschte sich die Tränen aus den Augen, schaute zu dem nun wieder ihr gegenüber sitzenden Mame auf und begann zögernd: „Wegen dem ... Mareiengrab wollt ich Euch halt fragen, Sigrift.“

Der Sigrift schaute sie verwundert an.

„Ihr wißt ja, Sigrift, wie es meiner Mutter gegangen ist. Gelt, Ihr wißt das? Ich muß Euch das nicht erzählen?“ In ihrer Frage klang ein inniges Flehen.

„Ich weiß,“ nickte der Sigrift mit ernstem Gesicht.

„Dann wißt Ihr auch, warum es ihr so schlecht erging.“ Ein stummes Kopfnicken bestätigte. „Und weil ... weil die Mutter wollte, daß es mir einmal besser gehen soll, darum, Sigrift, hat sie mir vom Mareiengrab erzählt, am Tage, an dem sie starb. Ich soll einmal, Ihr wißt schon, wenn es sein darf, am Mareiengrab ...“

Übermals nickte der Sigrift und schaute sie schweigend an.

„Es soll glücklich machen, hat Mutter gesagt — zeitlebens.“

„Ja, ja, gewiß. Es sind aber auch schon zwei unglücklich geworden, die am Mareiengrab den Segen empfangen.“

Annemarie meinte, daß die Blicke des Sigriften schärfer auf ihr ruhen als vorhin, und fühlte sich bis ins Innerste von eis-kalten Schauern erfaßt.

Und fortfahrend sagte der Sigrift: „Das wißt Ihr wohl auch, Annemarie?“

Annemarie fühlte sich erstarren unter den ersten Blicken des Mannes, die ihr wie tiefbohrende Dolche schienen und doch nichts waren als der Ausdruck einer stillen Nachdenklichkeit. „Ja,“ sagte sie, mit Mühe sich zusammenraffend, „ich weiß. Und da möchte ich Euch halt fragen, wann der Mareientag ist ...“

„Im März, ganz im Anfang, am siebenten oder neunten, glaube ich ... Wartet einen Augenblick,“ fügte er aufstehend hinzu, „ich will nur schnell mal im Kalender nachsehen.“ Er blätterte in einem abgegriffenen Bauernkalender und schob, als er das Blatt gefunden hatte, den vorgestreckten Mittelfinger langsam auf einer Kolonne unregelmäßiger Namen und Zahlen von unten nach oben, ließ ihn vor einer der obersten Zeilen halt machen und sagte, bestätigend vor sich hinstehend: „Ich wußte es noch. Am neunten war es ... Am neunten März, Annemarie.“

„Ich danke Euch, Sigrift.“ Annemarie erhob sich, zog das schwarze Kopftüchlein fester an und blickte sich im Zimmer um, nach einer Uhr.

„Wollt Ihr gehen, Annemarie?“

„Ja. Es wird spät. Ich bin allein zuhause und fürchte mich, wenn es dunkel wird. Guten Abend, Sigrift, grüßt Eure Frau!“

„Gute Nacht, Annemarie.“ Der Sigrift schaute ihr lange nach und schüttelte den Kopf hinter ihr her: „Sie wird sich noch die Schwindsucht angrämen, die Annemarie!“

\* \* \*

Es gingen Tage hin, von denen Annemarie nicht wußte, ob die Sonne geschienen oder ob Regen gefallen. Sie lebte jetzt ganz als einzelnes, gegen die Außenwelt vollkommen abgeschlossenes Wesen, das in sich selbst trägt, was ihm bisher von außen gekommen war: Freude, Schmerz, Glück, Leid und all die tausend Dinge, die eines Menschen Seele mehr oder weniger in irgend einem Ton schlagen und klingen lassen. Fremd, als an etwas Fremdem eilte sie an ihren Mitmenschen vorbei und hatte heilige Worte auf der Zunge. Sie sprach ihre Gebete

halb laut vor sich hin und erweckte so bei den Mitmenschen, die natürlich nur die Hülle, die Decke, die Oberfläche sahen, den Eindruck jenes von Mitleid durchtränkten Grauens, das man Leuten gegenüber empfindet, deren Gebrechen nicht körperlicher, sondern geistiger Natur sind und deren Zustand umso unheimlicher erscheint, je weniger man den von innen, von der Tiefe aus einbrechenden Zerfall dem durchaus gesunden Aeußern ansehen kann. Man war im Dorfe schon soweit darüber orientiert, was in Annemarie gefahren war, daß es nicht mehr zu den Seltenheiten gehörte, daß sich hinter ihr, wenn sie des Weges ging, flüsternde Gruppen bildeten und geheimnisvoll tuende Köpfe sich zusammensanden. Man konnte sich den Zusammenhang schon denken und befandete ein tiefes Mitleid, wiederum aber auch ein unbefriedigtes Erstaunen darüber, daß ein Mensch so schwer an seinem Schicksal zu tragen hatte und sich so wenig mit dem abzufinden wußte, was nun einmal unabänderlich war und, wie man es ansehen mochte, eine unumstößliche Tatsache blieb. Absolut nicht verstehen konnte man aber Jochem, den wackeren Sonnenbergbauern, wie der seine in verschwenderischer Fülle strohende Jugend an die zu tiefst Erkrankte hängen mochte. Wo aber, von irgendwem, dieser Punkt dem jungen Bauernsohn gegenüber berührt wurde, da wandte er dem Fragenden achselzuckend den Rücken und überließ es ihm, dies nach seiner eigenen Art und Weise zu deuten.

Was ging ihn das Gerede der andern an? Er wußte es besser und hatte seine guten Gründe, seine Weisheit nicht un-



Baustor in Tomils (Domleischg). Phot. D. Mischol, Schiers.



nötigerweise an das Kirchenglöcklein zu hängen. Annemarie hatte ihm eines Abends gestanden, was sie ihrer sterbenden Mutter in die Hand versprochen hatte, und er war flug genig, sich nicht widersprechend in die eigensten Angelegenheiten eines andern, auch wenn es seine zukünftige Frau war, zu mischen. Als sie ihm aber auch von den Räten und Sorgen berichtete, die jene tiefdunkle Nacht seelischer Trunkenheit ihrem Gewissen aufgeladen, da hielt er es für das Beste, vorläufig dazu zu schweigen und vor allen Dingen einmal ein bißchen Gras über die Geschichte wachsen zu lassen, dann aber auch, abzuwarten, wie die Dinge sich entwickeln würden und erst der entscheidenden Tatsache gegenüber auf Verhaltensmaßregeln zu sinnen.

So sah sich Annemarie vorerst genötigt, mit sich allein fertig zu werden. Sie fühlte sich von den Erleichterungen abgeschnitten, die ein geteilter Schmerz und die Aussprache mit einer wissenden und verstehenden Menschenseele hätte bringen können. Auf ihren Vorschlag, sich am Mareiengrab den Segen des Priesters geben zu lassen, hatte Jochem weiter nichts geäußert als: „Warum nicht? Mir ist es gleich. So gut wie zu jeder andern Zeit oder an jedem andern Ort.“ Von den Bedenken, die ihr dabei in tausend Bildern vor die Augen traten, hatte er nichts gesagt, wohl auch nichts empfunden. Ja, sie sah es ihm an, daß er nicht im entferntesten an irgend etwas dachte, das sich wie Mühlsteine in ihr Gewissen legen könnte. Eine Enttäuschung wollte ihrer Herr werden; aber schließlich war sie zufrieden, daß sie diesen schweren Kampf nun — die Gewißheit hatte sie jetzt erworben — allein kämpfen konnte, ohne befürchten zu müssen, eine andere Seele dabei aus dem Gleichgewicht zu werfen. Sie dachte an die Worte der Mutter und des Sigriften und an die eine Nacht des Vergessens und fühlte sich mitten hineingestellt in ein mächtiges, von allen Seiten unerbittlich drohendes Schicksal. Überall winkten geheime Türen, die zum Entkommen lockten, aber alle führten in dasselbe, endlose Labyrinth zurück, aus dem es kein Herausfinden, keine Rettung, keine Erlösung mehr gab.

\* \* \*

Es kam der Tag, an dem Annemarie die Gewißheit ward, daß es eine Zeit geben werde, wo alle Welt erfahren mußte, daß es eine Lüge war, wenn sie am Mareiengrab die Myrten trug. Aber nicht dieses Wissen war es, das ihr eine unheimliche Angst vor dem Tage der Trauung einspökte, sondern vielmehr die Erwartung, daß das Schicksal mit eigener Hand in diesen unerhörten Frevel hineingreifen und sie, die Betrügerin, vernichten werde.

Was hatte Mutter gesagt? Was hatte der Sigrift wiederholt? Und was wußten alle Einwohner des Ortes zu bestätigen? Zweimal schon hatte das Schicksal diesen Griff, mitten in das Leben, mitten in diesen selben Betrug hinein getan. Zweimal hatte es mit unauffaltamer Wucht die Schuldigen zermalmt. Und ein drittes Mal sollte daselbe ungesühnt geschehen können?

Am Abend dieses Tages saß Annemarie beim Schimmer eines trüblichen Lämpchens und strickte an einem Strumpf, den Mutter noch angefangen hatte. Sie gab sich ganz ihren Gedanken hin, bis ein kurzes energisches Pochen an dem einen der hochgezogenen Fensterläden sie jäh zusammensucken ließ.

„Jochem.“

Sie ging hinaus und öffnete. Bald darauf saßen sie schweigend einander gegenüber. Annemarie strickte sehr eifrig und beugte den Kopf tief über ihre Arbeit. Ihre Schweigsamkeit bedrückte beide, und schließlich fragte Jochem geradezu, was ihr fehle. Nun schaute Annemarie von der Arbeit auf und Jochem ins Gesicht, wandte sich aber gleich wieder ihrer Arbeit zu. Es war wie ein auf halbem Weg unterbrochener flehender Blick zum Himmel. Jochem verstand sie nicht und sah ihr fragend ins Gesicht. „Ja, es — es ist halt — es wird halt was werden draus,“ brachte sie stoßweise hervor und atmete tief auf, als hätte sie sich einer schweren Last entledigt.

Jochem nickte. Er nickte, nicht als hätte sie ihm eine Botschaft gebracht, die über sein und ihr Schicksal entscheiden konnte, sondern als wäre es etwas Selbstverständliches und als hätte von vornherein nichts anderes in Frage kommen können. Er sagte nur: „Dann könnten wir nun also heiraten. Soweit wäre alles in Ordnung.“ Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Und wenn es nun noch ein Bub wird, dann kann der Mülleranton schön blechen!“

„Was ist mit dem Mülleranton?“

„Ach was, nichts! Gewettet haben wir halt, um einen Liter Alten, und wenn's ein Bub wird, um zwei. Und wer zuerst ist, dem muß der andere zahlen.“

Annemarie seufzte. In einem Augenblick fuhr es ihr durch den Kopf: ihre Mutter sah sie, und sich selber sah sie. Beider Weg war ein Dornenweg. Viel Schmerzen, viel Lasten, viel Sorgen und wenig Sonne. Mit Schmerzen harrten sie der Stunde des Leidens, und zwischen Leben und Sterben gaben sie neues Leben. Und im Wirtshaus saßen die Männer und wetteten um einen Liter Alten, oder um zwei, wenn es ein Bub wird. Annemarie konnte einen Seufzer nicht unterdrücken. Dann, nach einer Weile, fragte sie mit unsicherer Stimme: „Und die Trauung, Jochem?“

„Was meinst du?“

„Wir können so doch nicht am Mareiengrab . . .“

Auffschluchzend barg sie ihr Gesicht in beiden Händen.

„Warum nicht?“

„Jochem, es wäre eine Lüge!“

„Alles ist eine Lüge, wenn du das noch nicht weißt.“

„Nein, Jochem. Mutter hat es gesagt, und der Sigrift sagt es. Und der Pfarrer sagt es . . .“

„Und die Elsgrethe, die siebenundsiebzig Jahre alt ist, und die Katherine, die neunundachtzig ist und viele andere alte Weiber sagen es noch alle Tage. Aber der Doktor, der auch nicht ganz ein Dummer ist, sagt, es sei Unsinn. Die letzte, die Pieserose, hat er zufällig noch gekannt. Sie war lungenleidend und hatte seit vierzehn Tagen eine schwere Influenza. Das Wetter war hundsmiserabel. Und da hat sie sich halt kaput gemacht, weil sie absolut ihren dicken Kopf durchsehen wollte. Das ist es. Alles andere ist Unsinn . . . So, nun weißt du Bescheid!“

Jochem hatte sich — ganz gegen seine Gewohnheit — in eine kleine Begeisterung hineingeredet und zum Schluß sogar, als Zeichen, daß er fertig und bereit sei, kein Wort von all den vielen zurückzuziehen, mit der flachen Hand ganz respektabel auf den Tisch geschlagen.

Annemarie fühlte, wie es ihr einen jähen Ruck gab. Sie holte Atem und sagte, zögernd, wie sich entschuldigend: „Aber — man wird es merken — später.“

„Später! Was heißt später? Dann bist du mein Weib. Und die Burschen im Dorf kennen mich. Es wird dir keiner was nachsagen.“

„Ich habe solche Angst davor, Jochem!“

„Unsinn! Angst! Und was du deiner Mutter versprochen hast . . .“

„Ja, ja, ja eben. Aber ich kann nicht, ich kann nicht! Es ist gelogen! Es ist betrogen!“ Sie schrie es hinaus, wie um sich freizumachen von der Schwere dieser Worte.

„Jetzt, sei nicht kindisch! Unsinn ist das alles, was dich so verrückt macht. Ich habe zuhause schon erzählt, daß wir am Mareiengrab gefegnet werden wollen. Also wird es schon dabei bleiben. Und morgen geh ich zum Herrn Pfarrer und vermeld es ihm. Und damit basta!“

Annemarie starrte, in ihr Schicksal ergeben, vor sich nieder. Dem ehernen Willen des Mannes wagte das Weib nicht zu widersprechen.

\* \* \*

Und es blieb bei dem, was Jochem gesagt hatte. Am andern Tag zog er sich den langen schwarzen Rock über und marschierte mit seinen weit ausholenden schweren Schritten dem Pfarrhaus zu, das mitten im Dorf, am einzigen freien Platz

des Ortes stand und mit seiner zweistöckigen weißen Front und den grüngestrichenen Jaloufieläden einen recht freundlichen und einladenden Eindruck machte.

„Gut, Jochem,“ sagte der Pfarrer und tat einen tiefen Zug aus der langen Pfeife, die den größten Teil seiner Arbeitsstunden am Schreibtisch teilte. „Es freut mich, daß du dir eine Rechte ausgesucht hast. Die Annemarie, die ist schon die Richtige für dich. Sie kann arbeiten und werken und ist sauber und freundlich. Und wann soll es sein? Richtig, im März. Ja, ja, ich weiß. Am neunten. Am Mareiengrab. Hm! Ja, die Annemarie ist schon die rechte dazu! Ja, ja!“

Er notierte sich mit so zufriedenem Lächeln, als ob er der persönliche Schöpfer des jungen Glückes gewesen wäre, ein

paar Zahlen und Zinken in ein hauptbuchartiges, auf seinem Pult aufgeschlagenes Buch und meinte dann noch: „Es ist gut, Jochem. Alles in Ordnung. Nun halte dich brav, lieber Junge! Grüß die Annemarie von mir. Und deinen Vater grüß auch. Und wenn er mal runter kommt ins Dorf, möchte er auf einen Sprung bei mir vorbeikommen. Einen Stumpen oder eine Pfeife Tabak hab ich immer da, und wenn er zurecht kommt, wird ihm meine Kathri auch eine Tasse Kaffee brauen!“

Der freundliche alte Herr geleitete seinen ehemaligen Schüler zur Türe, gab ihm die Hand und rief ihm noch die Treppe hinunter nach: „Und — meinen Glückwunsch, Jochem... Beinahe hätte ich das vergessen. Meinen herzlichsten Glückwunsch!“  
(Schluß folgt).

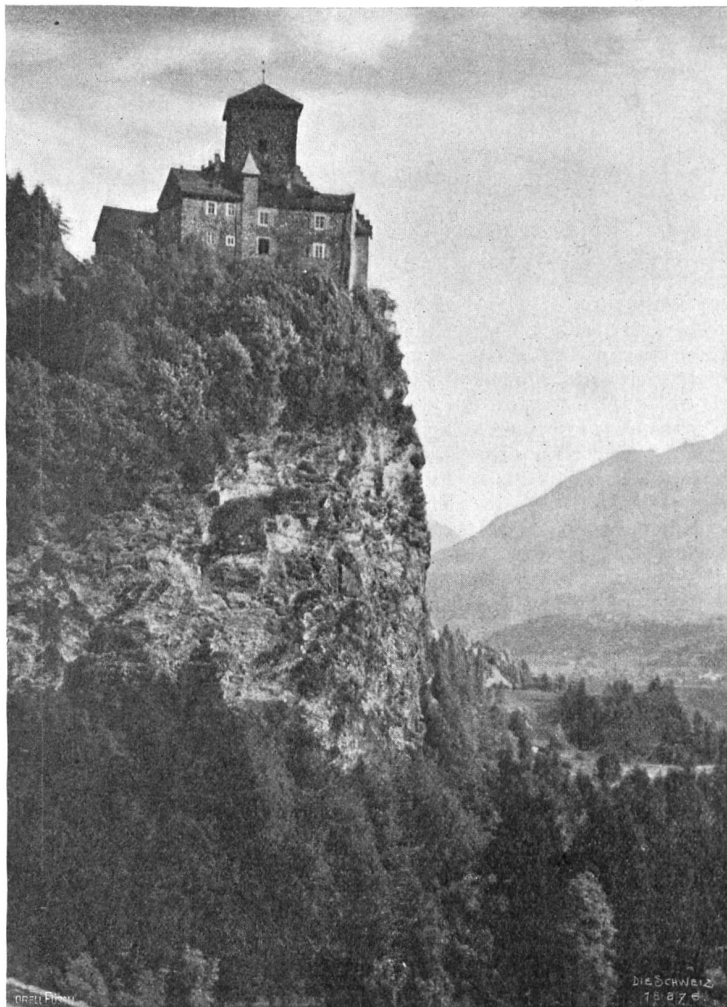
## Ein Herbstausflug ins Domleschg\*).

Mit insgesamt zwei Kunstbeilagen und zwelundzwanzig Abbildungen im Text nach photographischen Aufnahmen von Dominic Mischol, Schiers.

O schöne Manöverzeit mit deinen mühseligen, aber auch ereignisreichen und abwechslungsreichen Tagen! Zwar sehnt in Augenblicken der Uebermüdung und Erschöpfung fast jeder Wehrmann dein Ende herbei; sieht man aber wenige Tage nach Schluß des Dienstes wieder hinter seiner gewohnten friedlichen Zivilbeschäftigung, so will einem dies Leben doch beinahe zu ruhig vorkommen, wenn keine frühe Tagwache, kein stiller Alarm oder gar Generalmarsch einen lang vor dem ersten Hahnenschrei aus tiefem Schlafe jagen, wo Tag für Tag ohne große Aufregung in stetem Gleichschritt kommt und geht, wo kein Kommandoruf erschallt und keine Adjutanten hin- und herfliegen. Und ungeduldig steht man von Zeit zu Zeit auf, zum Fenster hinauszusehen, als erwarte man etwas Unvorhergesehenes. Aber es kommt nichts, rein gar nichts. Vorbei sind die lustigen abenteuerlichen Tage! Wie froh ist man, wenn sich dann eine Gelegenheit bietet, einmal noch, ehe der Winter naht, in neuen Gebieten durch Wald und Flur zu streifen, wie der Kriegsmann, doch nun für den tiefsten Frieden gerüstet und ohne Zwang und die strenge Zucht des kriegerischen Handwerks. In dieser Lage befand ich mich, als mir neulich unverhofft ein Freund und eifriger Liebhaberphotograph den loedenden Vorschlag machte, ihn auf eine photographische Streiferei ins Domleschg zu begleiten. Ich besann mich nicht lange; denn einmal begrüßte mein noch schlecht an die Ruhe gewöhntes Gehwerkzeug freudig die günstige Wandergelegenheit, zum andern war eine nähere Bekanntschaft mit dem freundlichen Domleschg, das ich schon so oft mit der Albulabahn durchfahren hatte, längst mein Wunsch. Endlich sind mir tüchtige Photographen von jeher liebe Weggefährten, reisen sie doch, wie es auch meine Art ist, nicht nur um anzukommen, sondern um zu sehen und zu sammeln. Wie die Immelein in blumigen Wiesen machen sie oftmals Halt, aber seltener da, wo an der Straße ein verführerischer Arm mit einem Wirtshauschilder winkt, als unter grünen Bäumen, auf ausichtsreichen Höhen, an Flüssen und Bächen, in traulichen Dorfgassen und vor alten malerischen Häusern, deren Bewohner sich entschuldigen zu müssen glauben, daß sie in einem „so alten wüsten Gebäude“ hausen. Mit den Photographen verliert man oft die Straße und wandert dennoch weite Strecken, fast wie in den Manövern, wo die taktische Lage es so oft erfordert, quersfeldern zu marschieren, und wo man doch erstaunt ist, wie weit man in einem Tag gekommen und wie unendlich viel man gesehen hat...

Eine vielverheißende Abreise aus dem lieblichen Prättigau an einem herbstfrischen Samstagmorgen. Goldener Sonnenschein über den duftigen Gebirgen, deren Buchenwälder sich schon fachte in die warmen Farben des Herbstes zu kleiden begannen. Zum gewaltigen Felsentor der Klus hinaus, dann von

\* Die freudige Aufnahme unserer Graubündnernummer vom 15. Okt. veranlaßt uns, gleich noch einen weiteren größern Beitrag anzuschließen aus dem an landschaftlichen und baulichen Schönheiten so reichen Bündnerland, das — gewissermaßen eine Schweiz in der Schweiz — nicht so leicht auszuschnüpfen ist.  
Ann. d. Red.



Schloß Ortenstein im Domleschg. Phot. D. Mischol, Schiers.